

Irrtum 1

Das wahre Leben fängt nach der Arbeit an

Zentrale Lebensfragen haben die unangenehme Eigenschaft, dass sie einen in den merkwürdigsten Situation überfallen. Ohne eigenes Zutun sind sie plötzlich da und man wird sie nicht mehr los. So ist es mir neulich bei einer Autofahrt von Hamburg aufs Land passiert:

Freitagnachmittagsverkehr staut sich bei nasskaltem Wetter über die Elbbrücken stadtauswärts. Stoßstange an Stoßstange. Irgendwann kapituliere ich und tausche meinen geliebten Jazz gegen den Sender mit den Verkehrsnachrichten. Ein aufgedrehter Moderator feiert das herannahende Wochenende und kündigt die heißesten Events der Region an. Und dann fällt dieser Satz: »Das wahre Leben beginnt jetzt – wir begleiten euch durch das Wochenende!«

Mal abgesehen davon, dass ich mich ungern von fremden Menschen duzen lasse, erwischt mich dieser Satz wirklich auf dem verkehrten Fuß. Wenn das wahre Leben jetzt beginnt, dann führe ich von Montag bis Freitag ein falsches. Zumindest in den Augen dieses etwas zu lauten Veranstaltungsmarktschreiers.

Wenn das wahre Leben jetzt beginnt, dann führe ich von Montag bis Freitag ein falsches.

Ich lasse den heutigen Tag Revue passieren. Ein interessantes Beratungsgespräch am Vormittag mit einem neuen Kunden liegt hinter mir. Jetzt folgt ein Coaching-Gespräch in meinem Lieblingshotel und ich freue mich auf das gemütliche Ambiente und das Gespräch mit meiner Kundin. Nein, für das wahre Leben brauche ich kein Wochenende und keinen öffentlich-rechtlichen Begleiter.

Am Abend berichte ich dann Freunden über diesen merkwürdigen Satz. »Wieso regst du dich auf?«, werde ich gefragt. »Der hat doch recht! Ich freue mich auch auf das Wochenende. Das sind die schönsten Tage!« Auch für meinen Hinweis, dass ich morgen eine ewig lange und viel zu hohe Hecke schneiden muss und mich darauf garantiert nicht freue, ernte ich Unverständnis. Schließlich ist das keine Arbeit, sondern Freizeit und man müsse doch den Garten genießen.

Recht haben meine Freunde. Für mich gilt das Gleiche. Ich genieße meinen Garten, selbst wenn er Arbeit macht. Merkwürdigerweise gilt

das aber genauso für meinen Beruf, auch wenn der sehr viel Arbeit macht. Bin ich mit dieser Haltung ein aus der Zeit gefallener Sonderling? Bin ich einfach nur privilegiert durch die Art meiner Arbeit? Wann empfinden wir eine Tätigkeit als Arbeit? Und welche Bedeutung hat sie für den Menschen? Und wann beginnt das Leben? Fängt das wahre Leben wirklich erst nach der Arbeit an?

Wenn der Teufel um die Ecke schaut

In jedem Fall hat Arbeit einen schlechten Ruf. Einen sehr schlechten sogar. Wieder einmal! Den schlechten Ruf hatte sie nämlich schon einmal, in grauer Vorzeit. Die Aussage meines Radiomoderators steht – das wird Sie überraschen – in der Tradition antiker Denker. Für sie war Muße die Voraussetzung für eine bewusste und schöpferische Auseinandersetzung mit Natur und Gesellschaft. Arbeit verhindert Erkenntnis! Diese philosophische Grundannahme war bis weit ins Mittelalter hinein gültig.

Mit der spätmittelalterlichen Haltung »ora et labora« begann vermutlich die Karriere der Arbeit.

»Alles faule Socken«, würden die frommen Benediktiner dazu sagen und ein überzeugtes »ora et labora« entgegenhalten. Mit dieser spätmittelalterlichen Haltung begann vermutlich die Karriere der Arbeit. Der Weg zu Gott wird mit dem

Schweiß der Arbeit gebaut, nicht mit Erkenntnis – so lautet die Devise. Selbst das Paradies bleibt nicht verschont, auch dort kann der Mensch nicht ohne eine Beschäftigung sein. Müßiggang wird zum Anfang allen Lasters; der Teufel schaut bereits grinsend um die Ecke und zählt seine zukünftigen Gäste.

Die Huldigung der Arbeit ist aber nicht nur ein religiöses Dogma. Sie findet auch in der philosophischen Diskussion des 18. und 19. Jahrhunderts statt. Arbeit gilt hier als sittliche Pflicht. Für Friedrich Engels ist sie sogar unendlich viel mehr. »Sie ist die Grundbedingung alles menschlichen Lebens!«

Warum eigentlich gibt es kein Menschenrecht auf Müßiggang, Erholung und schrankenlose Faulheit?

Und der krönende Karriereabschluss für die Arbeit, der Adelsstand sozusagen? Die Arbeit ist ein Menschenrecht geworden. Warum eigentlich gibt es kein Menschenrecht auf Müßiggang, Erholung und schrankenlose Faulheit? Ich weiß, ich weiß, es ist ja einem aufrechten Bürger nicht zuzumuten,

für die Faulheit Anderer aufzukommen. Aber müssen wir die ganze Angelegenheit gleich zur moralischen Pflicht erheben? Wo sind die Stimmen, die den Müßiggang verteidigen?

Vereinzelt gibt es sie schon, die Anwälte des Müßiggangs. Nietzsche zum Beispiel, scharfzüngiger Kritiker jedes intellektuellen Mainstreams (heute hätte er vermutlich einen vielbesuchten Blog bei Spiegel Online), ätzt in seiner fröhlichen Wissenschaft: »Die Arbeit bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite: Der Hang zur Freude nennt sich bereits ›Bedürfnis der Erholung‹ und fängt an, sich vor sich selbst zu schämen.« Auch Bertrand Russell, Mathematiker, Philosoph und Literat, schlägt sich auf die Seite der Müßiggänger. Er stimmt ein Loblied auf die Faulheit an. Das ist ihm aber nicht gut bekommen. Er wurde wegen seiner lockeren ethischen Prinzipien von christlichen Fundamentalisten verfolgt, die sogar ein Lehrverbot gegen ihn durchsetzten.

Leider haben die prominenten Fürsprecher wenig bewirkt. Also immer noch ora et labora? Nein! Das Beten ist erheblich zurückgegangen. Aber Arbeit ist immer noch der wichtigste Pflasterstein für bürgerliche Pflichtkarrieren. Wer will denn schon gerne zur »Leisure Class« gehören, zur Kaste der Müßiggänger, die sich mit unnützen Dingen und Statussymbolen schmücken und keinen nützlichen Beitrag für die Gemeinschaft leisten. Wir tragen da einen riesengroßen Rucksack Pflichtgefühl mit uns herum und dieser Rucksack ist angehängt. Kulturelle Sozialisation lässt sich nicht so ohne Weiteres abschütteln. Klar, dass da keine Freude aufkommt. Arbeit ist zu einer entscheidenden Arena für den Kampf um Anerkennung geworden. Sag mir was du arbeitest und ich sage dir, wer du bist.

Arbeit bleibt also erste Bürgerpflicht; eine anstrengende, mühselige und nervenaufreibende Pflicht. Und diese Pflicht kann keinen Spaß machen, oder? Schon die Entwicklungsgeschichte des Wortes Arbeit weist auf Mühsal, Strapaze und Not hin. Das französische »travail« soll sogar auf ein mittelalterliches Folterwerkzeug zurückgehen. Wie man etwas benennt, so wird es auch erlebt.

Sag mir, was du arbeitest und ich sage dir, wer du bist!

Wir verwenden einen Arbeitsbegriff, in dem der schlechte Ruf schon eingebaut ist. Die klassische volkswirtschaftliche Definition tut ein

Übriges. Für die meisten zeitgenössischen Ökonomen ist Arbeit identisch mit Erwerbsarbeit. Arbeit ist für sie in aller Regel eine »unselbstständige Beschäftigung gegen Entgelt«. Was so heißt, kann nicht zum Leben gehören, es kann allenfalls das Leben finanzieren.

Die verrückte Waagschale

Arbeit und Spaß scheinen einander auszuschließen. Wir haben diesen Gegensatz von Spaß und Arbeit bereits so weit verinnerlicht, dass wir ebenso fest davon überzeugt sind, dass alles, was Spaß macht, keine Arbeit sein kann. Und das führt dann zur Suche nach dem wahren Leben, das nach der Arbeit beginnt.

In der einen Waagschale liegt die Arbeit. Und in der anderen? Nichts verkörpert diese Suche nach dem modernen Gral besser, als der Modebegriff Work-Life-Balance. Keine Diskussion über Arbeit, kein Partygespräch über den Job, ohne dass diese Balance bemüht wird. Ich habe mir angewöhnt nachzufragen, was denn da ausbalanciert werden soll, wenn Menschen diesen Begriff benutzen. Klar, in der einen Waagschale liegt die Arbeit. Und in der anderen? Das Leben selbst kann es nicht sein. Das wahre Leben? Ein anderes Leben?

Was in der zweiten Waagschale liegen soll, wissen die Work-Life-Aufwieger nie. Fest steht nur: Die Arbeit ist zu lang, zu belastend, zu wenig flexibel. Und das möge sich bitte ändern.

Für die einen ist Selbstbestimmung das höchste Ideal, um Arbeit und Leben ins Gleichgewicht zu bringen: Arbeiten, so wie ich es will, wann ich es will und wo ich es will. Diese Arbeitsavantgarde hat das Kaffeehaus als Arbeitsplatz entdeckt – mein Laptop, mein Latte und ich –, selbstständig, in eigener Sache unterwegs, frei, aber immer hart an der Grenze zur Dauerarbeitslosigkeit und Verarmung. Das große Versprechen der Selbstbestimmung hat als ärgerliches Pendant die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung. Nach meiner Beobachtung haben nicht alle Mitglieder der Kaffeehausfraktion diese Kompetenz. Selbstständigkeit setzt sich halt aus »selbst« und »ständig« zusammen. Wer einer permanenten Verführung durch Entgrenzung nicht klare Grenzen entgegensetzen kann, der hat verloren.

Die anderen wiederum wünschen sich, insgesamt weniger zu arbeiten. Einfach früher Schluss machen, jeden Tag und natürlich auch im Arbeitsleben, eine alte Forderung von Gewerkschaften und europäischen Sozialisten. Auch der Wunsch nach einer längeren Auszeit ist ein typisches Beispiel – Sabbatical nennen wir das neuerdings. Was machen die Menschen wohl mit dieser gewonnenen Zeit?

Es gibt nach meinem Wissen darüber noch keine wirklich zuverlässigen Aussagen. Aber ich kann über ein kleines Gedankenexperiment berichten, dass ich in meinen Coachings und Führungsseminaren immer wieder einsetze.

Stellen Sie sich bitte einmal vor: Ein Wunder ist geschehen! Eine gute Fee hat Ihnen ein ungeheuer wertvolles Geschenk gemacht. Nein! Nein! Nicht die berühmten drei Wünsche. Viel wertvoller! Sie hat Ihnen ein zusätzliches Lebensjahr geschenkt. Stellen Sie sich einfach vor, dass ein Jahr zweimal stattfindet. 12 Monate, 52 Wochen, 365 Tage wundervolle zusätzliche Zeit. Was würden Sie damit machen?

Russell würde vermutliche Faulheit empfehlen.

Mein Moderator sicherlich ein ewig währendes Event-Wochenende.

Und meine Klienten?

Die obligatorische Weltreise kommt immer wieder vor, zu-
meist an erster Stelle, aber bitte nicht ein ganzes Jahr lang.
An zweiter Stelle mehr Zeit für die Familie, vor allen Dingen
für die Kinder. Aber dann auf den folgenden Plätzen: Gar-
tengestaltung, Hausumbau und Sanierung, Weiterbildung und Zu-
satzstudium; kurzum in der Mehrzahl nützliche Tätigkeiten, die sich
nicht wesentlich von den Anforderungen im Beruf unterscheiden.
Müßiggang? Fehlanzeige! Grenzenlose Party? Auch Fehlanzeige!
Mein Moderator ist entsetzt. Russell wendet sich mit Grauen ab.

Müßiggang?
Fehlanzeige! Gren-
zenlose Party?
Auch Fehlanzeige!

Work-Life-Balance-Idealisten haben noch eine dritte Idee, wie man in den Waagschalen ein Gleichgewicht herstellen könnte: »Flexibilisierung der Arbeit« nennen sie das.

Aus Liebe

Ich bin auf dem Weg von meinem Orthopäden zu einem von mir sehr geschätzten Kaffeehaus bei nasskaltem Erkältungswetter. Auf dem breiten Boulevard stehen mehrere Gewerkschafter vor dem Laden mit dem Apfel. Eine Frau kommt auf mich zu, ein Klemmbrett in der Hand, natürlich mit der Frage, ob ich mich den Forderungen nach Verbesserung der Arbeitsbedingungen anschließen möchte. Am besten durch eine Unterschrift.

»Vorsicht, ich bin der Klassenfeind!«, entgegne ich. »Ich arbeite nicht nur mit den Produkten dieser Firma, ich berate auch noch Unternehmen wie dieses!« Ein kurzes Zögern, dann antwortet sie: »So sehen Sie aber nicht aus!« »So kann man sich täuschen. Sie sollten sich ein paar Minuten Wärme gönnen, sonst gibt es eine Erkältung. Ich lad' Sie zu einem Kaffee ein und dabei erkläre ich Ihnen, warum ich nicht so aussehe.«

Überraschenderweise nimmt sie die Einladung an und schon bald kreist unser Gespräch um die Bedeutung der Arbeit, die Flexibilisierung und die Gefahr der Entgrenzung. Ihre wesentliche Forderung: Die Organisation der Arbeit möge sich bitte an die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen anpassen.

»Wofür würden Sie denn den gewonnen Spielraum nutzen?«, frage ich sie. Für eine bessere Betreuung der Kinder, für Weiterbildung, für die Unterstützung ihrer Mutter bei der Pflege des Großvaters ... »Aber das ist doch auch wieder Arbeit!«, entfährt es mir. Jetzt ist sie erstaunt. »Aber das ist doch keine Arbeit! Das macht man doch freiwillig und aus Liebe!«

Stimmt, denke ich, aber auch Arbeit aus Liebe ist Arbeit und kann genauso zur Last werden! Ein Einzelfall? Ich glaube nicht. Es gibt viele Beispiele dafür, dass Unternehmen bereits heute ihre Arbeitsorganisation an veränderte gesellschaftliche Herausforderungen anpassen. Aber die gewonnene Zeit wird hauptsächlich für nützliche Tätigkeiten bis hin zum ehrenamtlichen Engagement eingesetzt. Muße hat man uns wohl ein für alle Mal ausgetrieben. Sie findet in unserer Nützlichkeits-Gesellschaft nicht mehr statt.

Also liegt in beiden Waagschalen Arbeit. Nichts ist es mit Work-Life-Balance. Das ist eine lupenreine Work-Work-Kiste! Da hat es eine ganze Horde von Pflichtapologeten geschafft, uns Arbeit als Freizeit zu verkaufen und als liebevolles Engagement zu tarnen. Geniale Strategie! Und jetzt sitzen wir da und reden uns ein, dass das wahre Leben nach der Arbeit beginnt. Da wird ehrenamtliches Engagement zur Freizeit verklärt, genauso wie das Durchboxen der schulischen Karriere unserer Kleinen und der Prestige-Wettkampf im Garten. Auch Hobbygärtner können Karriere machen, best garden in town! Konkurrenzkampf wohin man schaut. Was unterscheidet die Rankings in den Photo-Communities oder die sorgfältig gezählten Facebook Daumen und Twitter-Follower noch von dem Kampf um einen angemessenen Platz in der betrieblichen Hierarchie?

Nichts ist es mit Work-Life-Balance. Das ist eine lupenreine Work-Work-Kiste!

Mit den Hühnern flüstern

Die Freizeit-Arbeit hat die Herrschaft übernommen und die so genannte Erwerbsarbeit ist der Sündenbock. Warum spielen die Menschen dieses Arbeit-in-der-Freizeit-Spiel mit? Durchschauen sie diese Strategie denn nicht? Warum empfinden viele Menschen anspruchsvolle, anstrengende und manchmal auch belastende Tätigkeiten als Teil des Lebens, die klassische Arbeit im Beruf dagegen als frustrierend? Die schlichte Realität ist: Diese Arbeit nach der Arbeit wird einfach nicht als Arbeit empfunden, obwohl sie genau so belastend sein kann.

Der amerikanische Psychoanalytiker Jay B. Roehrlich hat herausgefunden, dass nicht die Art der Tätigkeit darüber entscheidet, ob wir etwas als Arbeit empfinden. Entscheidend ist unsere Grundhaltung zu dieser Tätigkeit. Die Grundhaltung des Arbeitens ist Beherrschung, das kontrollierte und bewusste Gestalten-Wollen. Ein definiertes Ziel wird angesteuert; Nicht-Erreichen gilt als Versagen. Ich glaube, dass dies ein wichtiger Grund dafür ist, dass wir bestimmte Tätigkeiten nicht als belastende Arbeit empfinden. Wir können nicht versagen. Es ist ein zusätzlicher Dienst an der Gemeinschaft oder an geliebten Personen. Die Tätigkeit selbst wird anerkannt, nicht das Ergebnis.

Diese Arbeit hat eine hohe Bedeutung für Andere und für uns selbst. Bedeutung schafft einen unmittelbaren Sinn, ohne dass ein Ziel bewusst konstruiert werden muss. Nur so kann man sich erklären, dass bei der »wahren Arbeit« Bedingungen hingenommen werden, die man in keinem offiziellen Beschäftigungsverhältnis akzeptieren würde. Wir legen die Rahmenbedingungen dieser Arbeit selbst fest, zumindest in vielen Fällen, auch wenn es manchmal nur eine gefühlte Selbstbestimmung ist.

Ich habe diesen Unterschied hautnah in meiner Kindheit erleben können. Stolz waren wir damals, sehr stolz sogar, als meine Großeltern, meine Eltern und ich unser erstes eigenes Haus bezogen. 1957 war das. Genau genommen war es nur eine Haushälfte und genau genommen war es auch gar nicht unser eigenes Haus. Es war nur gemietet, aber mit einer Kaufoption, die wir einige Jahre später einlösten. Es war auch ein kleines Haus zugegebenermaßen. 85 qm für fünf Personen und drei Generationen sind eine Herausforderung; aber eine verdammte gemütliche, wie sich in all den Jahren zeigte.

Hätte man die Menschen in unserer Siedlung nach dem wahren Leben gefragt, ein ungläubiger Blick wäre die Antwort gewesen.

Ich bekam ein eigenes Zimmer – ein Kohleofen-beheiztes-7-qm-Paradies. Aber es war meines. Es gab ein Wohnzimmer, ein Esszimmer und eine kleine niedrige Küche. Es gab sogar eine kleine Schneiderwerkstatt für Großvater, der auf diese Weise nicht unerheblich dazu beitrug, dass es uns gut ging. Hinter der Küche, drei Stufen tiefer begann eine andere, eine viel spannendere Welt: der Stall. Hier war Platz für Schweine, Hühner und vieles andere mehr und das mitten in der Stadt. Das war die ganz normale Situation in einer Bergarbeitersiedlung in den Fünfzigern. Nach der Schicht unter Tage begann die Schicht über Tage, mit einem Schwätzchen bei einer Pülle Bier an der Trinkhalle dazwischen. Selbstversorgung, das war eine Menge anstrengender Arbeit für die Menschen in unserer Siedlung. Hätte man sie nach dem wahren Leben gefragt, ein ungläubiger Blick wäre die Antwort gewesen, bestenfalls mit dem Angebot: »Ich glaub' du brauchst eine Püllen!«

Wenn ich in späteren Jahren meine Eltern und die alte Nachbarschaft besuchte (Nachbarschaft wird in diesen Siedlungen ganz groß geschrieben), dann wurden immer wieder diese herrlichen Geschichten

erzählt, von der Sau, die auf der Straße eingefangen werden musste, von dem Hahn, der aufs Dach geflogen war, aber allein nicht mehr herunter kam und von Herbert, der jeden Abend eine halbe Stunde mit seinen Hühnern flüsterte, weil er glaubte, dass sie dadurch mehr Eier legten und der dabei genauso regelmäßig einschlief. Alles was man machte hatte ein Bedeutung und ein unmittelbares Resultat. Vor allen Dingen war es selbstbestimmt.

Für mich ist Selbstbestimmung der Schlüssel für die Unterscheidung von Erwerbsarbeit, die ätzend belastend empfunden wird und Freizeit-Arbeit, die trotz Anstrengung inspirierend wirkt. Wenn wir also etwas ausbalancieren, dann ist es nicht Work and Life, sondern Fremd- und Selbstbestimmung. Und wer in der Arbeit nicht leben will, der verkümmert auch im Leben – langsam, aber unaufhörlich –, oder er macht das restliche Leben zu seiner zentralen Gestaltungsaufgabe, zur eigentlichen Arbeit. Dann ist die Erwerbsarbeit nur noch störend.

Übrigens: Ich bin mir sicher, dass mein Dampfplauderer aus der Radiofraktion gar nicht Freizeitarbeit gemeint hat, als er vom wahren Leben sprach. Vermutlich hat er auch nicht Muße gemeint, sondern Amusement. Leider ist uns auch das wieder zur Arbeit verkommen. Ein überzeugender Auftritt in der Clubszene will beherrscht sein und ähnelt sehr stark einer Marketingkampagne. Er ist harte Arbeit und kostet genauso viel Vorbereitungsarbeit. Man könnte es als späte Rache der puritanisch-calvinistischen Ethik an unserer freizügigen Kultur sehen. Wenn schon hedonistisch, dann bitte mit ordentlich viel Arbeit und Schweiß. Der Teufel grinst noch einmal um die Ecke.

Wenn schon hedonistisch, dann bitte mit ordentlich viel Arbeit und Schweiß.

